

Ich, doch nicht ich

Benedikt XVI. und die Wandlungen des Joseph Ratzinger

Vor einem Jahr wurde der „verlängerte Arm des Mittelalters“ zum Papst gewählt. So titelte eine Schweizer Tageszeitung nach dem Konklave. Sie spitzte zu, was im deutschen Sprachraum Konsens schien: Joseph Ratzinger galt als Agent der Vormoderne. 365 Tage später ist viel von dieser Kritik verstummt. Manche liberale Theologen wie Eugen Biser rühmen Benedikts Enzyklika, sie sei „großartig, bewundernswert, wegweisend“. Einstige Antipoden wie Kardinal Walter Kasper bewundern die „große spirituelle Dichte“ dieses Pontifikats. Was ist da geschehen? Sind oder waren wir Zeugen eines gigantischen Selbstbetrugs?

Um das Wahrnehmungsbild aufzulösen, muss man den Kern des Menschen Ratzinger befragen: sein Selbstbild als Intellektueller. Den Schlüssel hierfür hat er selbst formuliert: „Ich, doch nicht mehr ich.“ Das Rätselwort fiel in der Osternacht. Bezogen war es auf die Bekräftigung der Taufe, die alljährlich aus diesem Anlass stattfindet. „Ich, doch nicht mehr ich“ sei die „von der Taufe vorgegebene Formel der christlichen Existenz, die Formel der Auferstehung mitten in der Zeit. Ich, doch nicht mehr ich: Wenn wir so leben, gestalten wir die Welt um“. Dass die soziale Verwandlung der Welt, hin zu einem rundum lebenswerten Ort, bei der fortwährenden Metamorphose des Ich ihren Ausgang nimmt, dass die innere Häutung aber nie eine totale sein darf: Diese Grundüberzeugung hat neben der theologischen eine eminent persönliche Dimension. Gerade Ratzinger selbst blieb sich treu und wurde doch neu. Weder hat er seine apokalyptisch geprägte Weltansicht eingetauscht gegen eine weltjugendtagskompatible Erweckungsrhetorik, noch hat er den Dogmatismus des Glaubenswächters fortgeführt. Er ist kein traditionalistischer Sachwalter und auch kein Gute-Laune-Papst und Allversöhner.

Geliebt sind die Grundbestandteile, aus denen sich die Welt- und Selbstsicht Ratzingers zusammensetzt, seine Kultur- und Kirchenkritik, seine Skepsis gegenüber den „Pathologien“ des Glaubens und der Vernunft. Neu ist das Mischungsverhältnis; der Kirche redet er stärker noch ins Gewissen als der „säkularen Unerbittlichkeit“. Und hinzutreten ist eine Prise politische Mystik, die sowohl ein Erbe seines Vorgängers darstellt als auch an seine eigene Vergangenheit anknüpft. In den sechziger und siebziger Jahren war sein Denken zentriert um die Einsicht, Glaube bedeute, sich in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott zu setzen. „Du musst dein Leben ändern“ stand als Motto über diesen bewegten Zeiten, die mit der Berufung auf den Münchner Bischofsstuhl ein Ende fanden. Ein Zurück zur urchristlichen Intensität, zur traditions- und institutionenkritischen Glaubenserfahrung schien ihm damals verlockend.

Die kranke Menschheit

Die hohe Zeit des Kulturkritikers begann 1981, mit dem Wechsel an die Spitze der Glaubenskongregation. Die Modernitätsschelte war Resultat jener „absoluten Treue und Hingabe“, mit der auch Benedikt XVI. sein Amt zu führen versprach. Das Wissen um die der jeweiligen Funktion angemessene Redeweise stellt die wohl größte Kontinuität im Leben des Joseph Ratzinger dar. Davon zehrten seine Studenten ebenso wie Johannes Paul II., dessen zuweilen diffuse Ab- und Zuneigungen Ratzinger kongenial und mit Lust an der Polemik übersetzte; davon zehrten die Kardinäle, die ihn nach einer flammenden Suada wider den Relativismus zum Papst wählten. Nun, als Pontifex, bleibt er ein zielgruppenbewusster Kulturkritiker, doch geschwunden ist das Schrillose, Forcierte, gewachsen die Stringenz der Gedankenführung. Der Dolmetscher wurde zum Missionar.

Unbeachtet blieb die große Predigt Anfang Januar in der Sixtinischen Kapelle. Sie markiert die Vitalität seiner gegenwartskritischen Einstellung. Benedikt verwarf eine „Kultur des Todes“, die geprägt sei durch „die Flucht in die Droge“, durch „Täuschung und Ungerechtigkeit, Verachtung des Nächsten, mangelnde Solidarität“ und durch eine „Sexualität, die reines Vergnügen wird, ohne jede Verantwortung, die den Menschen zu einem Ding erniedrigt und ihm die Person-

würde abspricht.“ Kurz: Christsein anno 2006 heißt Nein sagen. Einen Monat später sprach er von der „kranken Menschheit, dem Fieber der Ideologien, des Götzendienstes und der Gottvergessenheit verfallen.“ Vom „Fieber der Sünde“ befreiten nur Gott und die Sakramente.

Die entlegenen Orte und wie ein passant gewählten Anlässe, an denen Benedikt die Zivilisationskritik forciert, stehen im Kontrast zur gezielten Öffentlichkeit der Kirchenkritik. Als die Kameras Anfang Oktober 2005 nach Rom gerichtet waren, weil dort das seltene Schauspiel einer Weltbischofssynode geboten wurde, schärfte er dem Episkopat ein: Allzu oft sei „unser christliches Leben Essig statt Wein“, dominierten „Selbstmitleid, Konflikte, Gleichgültigkeit.“ Eine Standpauke mussten sich im November 2005 die österreichischen Bischöfe anhören: Sie sollten sich nicht der Illusion hingeben, die katholische Glaubensunterweisung sei dann attraktiver, wenn sie „verstümmelt angeboten wird“.

Mehr Dunkel als Licht

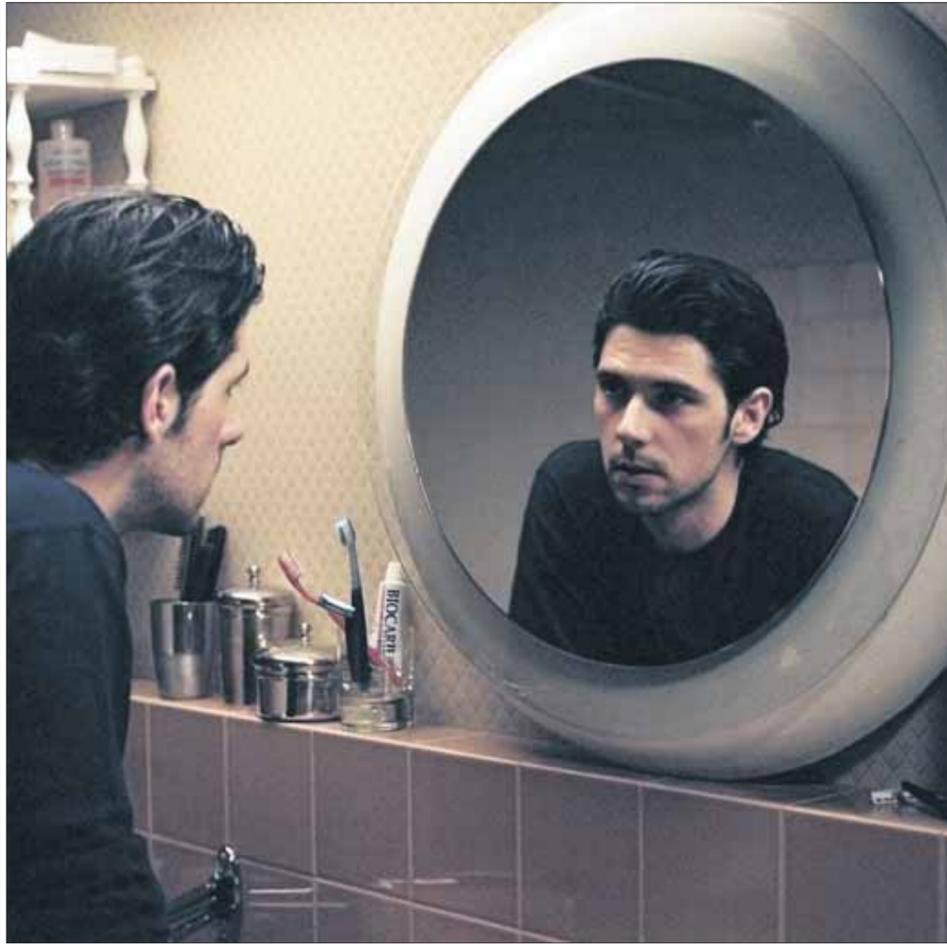
Kein Zufall war es, dass Benedikt im Gegensatz zu Johannes Paul am Gründonnerstag keinen Brief an die Priester schrieb, dass er aber im Abendmahlsdienst zwölf Laien die Füße wusch. Sein Vorgänger hatte auf Priester zurückgegriffen. Dadurch wurde klar: Die Taufe, nicht die Weihe, ist die hinreichende Bedingung der Nachfolge Christi. Auch die Kurienreform, der Abbau der vatikanischen Kommissionen, ist ein Einspruch gegen eine träge, besitzende Kirche. Selbst die demnächst zu erwartende Liturgiereform, die Erleichterung der vorkonziliaren lateinischen Messe, verdankt sich demselben Impuls. Eine Ästhetik der Differenz und eine Besinnung auf das Eigentliche sollen gestärkt werden.

Der Boden, von dem aus Benedikt der Kirche wie auch einer krisenhaft gewordenen Gegenwartskultur heimleuchtet, ist unverändert ein apokalyptisch gefärbtes Gesichtsbild; kaum anders hat es der Nachwuchstheologe 1955 in der Habilitation über Bonaventura. Im März 2006 erklärte Benedikt, ganz in der bonaventurischen Hoffnung auf ein von Menschenhand weder zu erringendes noch zu verschmerzendes nachweltliches Heil: Christliche Existenz sei ein „ständiger Kampf gegen Satan, Ursprung und Anfang jeder Sünde“. Dabei führe der Weg „mehr durch das Halbdunkel als durch das volle Licht“ und bleibe, „solange wir hier unten sind, nicht ohne Momente der Verdunkelung oder des Stockdüsterns“.

Abgefegert wird die psychologische durchaus entlastende Rede vom satanischen Widersacher durch eine neue, überraschende Zutat zum Weltbild Ratzingers. Dem Mystizismus, dem Schwärmer- und Frömmelrum, den Privatoffenbarungen und Geistheilungen ist er noch immer feind; der Mystik aber im Sinne einer persönlichen Erfahrung von Transzendenz beginnt er sich zu öffnen. Dieses Erbe aus jüngeren Tagen steht hinter dem Weltjugendtags-Appell, ein „neues Pfingsten“ möge dank der Jugendlichen anbrechen – eine unmittelbar motivierende Bewegung also, von keines Bischofs (oder Papstes) Wort gemildert. Auch der Kernbegriff der Weihnachtspredigt, das menschliche Herz und dessen Leere, schließt an die von den Kirchen lange vernachlässigten Traditionen der Mystik an. Das monchische Glaubensgut schließlich, dem Benedikt durch seine Namenswahl Reverenz erwies, wuchs abseits der Kirchen, in Klausen und in den Seelen der Klausenbewohner.

Die solchermaßen erneuerte Innerlichkeit könnte politische Sprengkraft entfalten und eine Brücke bilden zur säkularen Welt. Wenn niemand über den Glauben und dessen Formen verfügen kann, ist dieser von jedem gleichermaßen erkennbar. Mit jedem Menschen, gleich welcher Religion, Weltanschauung oder Klasse, kann und sollte also das Gespräch über die Grundlagen des je eigenen Menschseins gesucht werden. Der Dialog mit Judentum und Islam ist demnach so alternativlos wie jener mit der agnostischen Elite. Um diese wirbt Benedikt stärker als sein Vorgänger. Für ihn ist das Christentum die „Priorität der Vernunft“. Darüber in der einen Welt zu reden, zu debattieren, zu streiten, wäre aller Mühen wert.

ALEXANDER KISSLER



Auf Distanz zu sich selbst – Melvil Poupaud in François Ozons „Die Zeit die bleibt“

Foto: Prokino

Neue Unnahbarkeit

Der junge Mann und der Tod – François Ozons Film „Die Zeit die bleibt“

Ein Moriturus grüßt uns in diesem Film, ein junger Todgeweihter. Krebs, sagt der Doktor, bei dem Romain sich untersuchen lässt – der coole Starfotograf ist, als er zwei Models bei einer Session im gleißenden Sonnenlicht vor seiner Kamera in Stimmung bringen wollte, plötzlich weggesackt.

Ein Tumor, Heilungschance fünf Prozent, sagt der Arzt – oder noch weniger. Es bleiben Romain, wenn man nichts dagegen unternimmt, drei Monate bis zum Tod.

Machen Sie die Chemotherapie, sagt der Doktor, auch wenn die Chancen so gering sind. Aber Romain ist kein Kämpfer. Er sucht die Einsamkeit, entscheidet sich für die Flucht. Er gibt den Job auf, trennt sich von seinem Freund, fährt für einen Tag und eine Nacht zur Großmutter – weil auch sie dem Tod schon nahe ist. Eine Lösung, die ein gewisses Maß an Eleganz verspricht und durchaus auch Schuldgefühl signalisiert. Melvil Poupaud, den man als angenehmen Tolpatsch in Erinnerung hat bei Rohmer in „Les sentiments“, spielt Romain cool bis ins Herz. Er begegnet dem Schrecken des angesagten Todes, indem er auf Distanz geht, sich zum Beobachter macht. Eine neue Unnahbarkeit, anders als die der Glamourzeit, dazu eine Hoffnung auf die Gnade der Unsichtbarkeit. Das ist wie bei den Tieren, sagt Melvil Poupaud, wenn sie spüren, dass sie sterben werden, verziehen sie sich in ein Eck, sie wollen nicht, dass man ihre Leiche findet.

Das Sterben als Experiment, bei dem am Ende auch fürs Kino ein neuer Blick herauskommt, eine eigene Perspektive zwischen Objektivität und Introspektion. Wie Fassbinder, dem er sich näher fühlt als den Leuten von der Nouvelle Vague, hat Ozon immer betont, dass im Kino gerade bei den heftigsten Gefühlen nichts geht ohne Stilisierung, ohne Verfremdung. „Die Zeit die bleibt“ ist sein erster Film in Cinemascope, und das ist das ideale Format, sagt Ozon, um den Horizont zu filmen, die Position des Lie-

gens, den Tod. Das Scope sabotiert die Kommunikation zwischen den Menschen, die das Kino am besten in amerikanischen Einstellungen, in Bildern mit starker Tiefenschärfe hinkriegt. Ein Film der Einsamkeit, sie setzt Romain am stärksten zu, sie ist verantwortlich für seine Erschöpfung, seine Verzweiflung. Immer wieder muss er sich flüchten in die Arroganz, in die Aggression. Als er die Eltern besucht und sich mit einem schrecklichen Mittelstandsstück konfrontiert sieht, wird er ausfällig und gemein, gegen die Schwester mit ihrem Kind. Bei den Frauen versagt Ozons Inszenierung, da kommen Momente von Natürlichkeit ins Spiel. Der Besuch bei der Großmutter ist eher sentimental, im Schatten der Nouvelle-Vague-Ikone Jeanne Moreau. Und Valeria Bruni-Tedeschi, die Heldin aus Ozons „5x2“, spielt eine junge Frau vom Lande, die Bedienung Jany, als eine Verwandte im Geiste von Shirley MacLaine in Minnellis „Some Came Running“. Als Romain in der Autobahnraststätte, wo sie arbeitet, eine Pause macht, auf dem Weg zu seiner Großmutter, kommt sie mit einem unerwarteten Angebot an den Tisch.

Phantom am Strand

Erst gegen Ende wird der Film wieder zum Vexierspiel, und man erkennt, dass er ein Gegenstück ist zu „Unter dem Sand“, in dem Charlotte Rampling nicht glauben wollte, dass ihr Mann von ihr gegangen ist. Sie sind gemeinsam in ihr Haus am Strand gefahren, er ist schwimmen gegangen im Meer und nicht zurückgekommen. Als Phantom lebt er weiter, in ihrer Beharrlichkeit, den Tod zu ignorieren. „Unter dem Sand“ und „Die Zeit die bleibt“, sagt Ozon, sind die ersten beiden Teile einer Trilogie über die Trauer.

Unglaublich schön ist das Gesicht von Melvil Poupaud in der ersten Hälfte des Films, gefilmt von Jeanne Lapoirie, mit der Ozon bereits zum vierten Mal zusammenarbeitet. Drei Monate hat Poupaud

vor dem Film seinen Körper trainieren müssen. Dann während der Dreharbeiten, hat Ozon ihn verkommen lassen, physisch und psychisch, hat ihn allein seine Mahlzeiten einnehmen lassen.

Die Zeit, die bleibt, das heißt auch: Es ist am Ende die Zeit, die bleibt, die Zeit als reine Dauer, unabhängig vom Leben und vom Tod. Ihr vertraut Romain sich an, wenn er nun die Leute fotografiert, die seine Wege kreuzen. Man sieht die Fotos nicht, die er macht, sie sind wie ein Teil der Umgebung, der sie entnommen sind. Früher hat sein professioneller Blick die Aufnahme bestimmt, das Auge war hinter die Kamera geklemmt. Nun macht er Amateurbilder. Bilder der Liebe, und die neuen Handys und Digitalkameras hält man mit ausgestrecktem Arm vor sich, es gibt keinen Sucher mehr.

Die Liebe ist kälter als der Tod, auch in diesem Film. „Sirik hat gesagt, man kann nicht Filme über etwas machen“, schrieb Fassbinder, „man kann nur Filme mit etwas machen, mit Menschen, mit Licht, mit Blumen, mit Spiegeln, mit Blut ...“ Am Ende von Ozons Vexierspiel taucht unter der Geschichte vom jungen Mann und dem Tod eine ganz andere Sache auf, eine ganz andere Einsamkeit – die des Homosexuellen in unserer Gesellschaft, des Manns ohne Familie. Und erst nach dem Film versteht man Ozons Plakat, dieses friedliche Bild mit dem jungen Mann und dem Baby. Es ist ein imaginäres Bild, ein Phantasma, aber es legt das Herz dieses Films offen.

Der dritte Film aus meiner Trilogie, sagt Ozon übrigens, wird den Tod eines Kindes behandeln. FRITZ GÖTTLER

LE TEMPS QUI RESTE, F 2005 – Regie, Buch: François Ozon. Kamera: Jeanne Lapoirie. Musik: Valentin Silvestrov, Arvo Pärt, Marc-Antoine Charpentier. Schnitt: Monica Coleman. Mit: Melvil Poupaud, Jeanne Moreau, Valeria Bruni-Tedeschi, Daniel Duval, Marie Rivière, Christian Sengewald, Louise-Anne Huppée. Prokino, 86 Minuten.

HEUTE

FEUILLETON

Der Meister der Fußgängerzone

Eine Ausstellung über den Gebrauchsgrafik-Pionier Anton Stankowski Seite 13

SCHALLPLATTE

Der junge Übervater

Der Kora-Virtuose Toumani Diabaté hält in Malis Hauptstadt Hof Seite 14

LITERATUR

Die göttliche Theatermaschine

Bernini, Borromini und die Schöpfung des barocken Rom Seite 16

MEDIEN

Ein Cato am Mikro

George Clooneys Held: Ein Buch über den TV-Pionier Ed Murrow Seite 17

WISSEN

Auferstehung der Champions

Eine Firma kloniert Sportpferde – erste Kopien stehen schon im Stall. Seite 18

www.sueddeutsche.de/kultur

Kriegserklärung an den Präsidenten

Rockstar Neil Young kehrt zurück zum politischen Protestsong

Rock-Altmeister Neil Young („Heart of Gold“, „Rockin’ in The Free World“) kehrt zurück zum politischen Protestsong: In den vergangenen Tagen kursierten Gerüchte über Aufnahmen für ein neues Album auf diversen Blog-Seiten im Internet, die nun von Young auf seiner Website bestätigt wurden. Dort bezeichnet er seine neue Musik als „Metal Folk Protest“; die eingeschwohrene Fan-Gemeinde reagierte überwiegend euphorisch auf Youngs Rückkehr zum Rock.

Erst vergangenen September hatte Young, mittlerweile 60 Jahre alt, mit „Prairie Wind“ ein eher ruhiges Songwriter-Album vorgelegt, das an seine großen Erfolge in den siebziger Jahren anknüpfen sollte. Doch eine Pause wollte er sich nicht gönnen. Young ist berühmt dafür, seine Musik roh und nahezu unbearbeitet aufzunehmen, wenn er neues Material geschrieben hat. Und so wurden die Aufnahmen für „Living With War“ dem Vernehmen nach in nur drei Tagen in kalifornischen Studios abgeschlossen.

Einer der neuen Songs wird „Impeach the President“ heißen. Young knüpft damit an sein „Greendale“-Album von 2003 an. Darauf beklagte er den Abbau der Bürgerrechte nach dem 11. September und beschwor die ländliche Idylle eines anderen Amerika.

Stimme des Sommers

Es ist nicht das erste Mal, dass Young einen US-Präsidenten direkt attackiert. 1970 schrieb er die Hippie-Protest-Hymne „Ohio“. Darin macht er Präsident Nixon direkt verantwortlich für das Klima der Einschüchterung und Gewalt, das im Sommer 1970 dazu führte, dass die Nationalgarde an der Kent State University in Ohio vier protestierende Studenten erschoss. Seitdem äußert sich Young, der stets betont, froh darüber zu sein, dass er kanadischer Staatsbürger ist, immer wieder politisch – allerdings von unterschiedlichen Standpunkten aus. In den achtziger Jahren unterstützte er Ronald Reagans geistig-moralische Wende und nach dem September-Terror von 2001 sorgte sein patriotisches „Let’s roll“, frei nach den überlieferten letzten Worten eines Passagiers der vierten Maschine, die in Pennsylvania zum Absturz gebracht wurde, für Empörung von liberaler Seite.

Jetzt kehrt er zurück zum wütenden Protest von links und belebt die totgesagte Protestsong-Tradition wieder. Das neue Album soll in vier bis sechs Wochen erscheinen. Wenn sich George Bushs Umfragewerte weiter nach unten entwickeln und aus dem Irak-Desaster kein Ausweg gefunden wird, hat Neil Young die einmalige Chance, den Kundgebungen und Protesten des Sommers den Soundtrack zu liefern. KLAUS BIRNSTIEL

Das Labyrinth als Ausweg

Provisorien müssen nicht Monumente des Kleingeistes sein: Endlich ein ernsthafter Vorschlag für die Gestaltung des Berliner Schlossplatzes

Der Palast der Republik wird täglich kleiner. Schon heute kann man vom Schlossplatz durch die noch immer beeindruckende Fülle der Stahlträger hindurch zum Marx-Engels-Forum schauen. Ringsum herrscht die seit Jahren vertraute Schabigheit. Hier wird geparkt und Bratwurst verkauft. Nur der gegenüberliegende Lustgarten erinnert Besucher und Berliner daran, dass sie sich im kulturellen Zentrum der Hauptstadt befinden. Einst soll es an dieser Stelle seine Vollendung finden, als Humboldt-Forum mit barocker Fassade. Die architektonischen Details aber sind noch immer so ungewiss, wie die Finanzierung ungeklärt ist. Wann mit dem Neubau begonnen wird, weiß derzeit keiner bestimmt zu sagen. Provisorien werden das Bild dieses Platzes auf Jahre hin prägen.

Nun liegt ein neuer Vorschlag zur Gestaltung des Schlossplatzes vor. Hier könnte in kurzer Zeit und mit vergleichsweise geringem Aufwand, deutlich unter zehn Millionen Euro, ein Labyrinthgar-

ten nebst einer Humboldt-Box entstehen. Seit gestern kann man sich unter www.labyrinthgarten-berlin.de über den Plan informieren, den die Kulturmanagerin Tina Zickler, der Landschaftsarchitekt Jens Henningsen und der Architekt Xaver Egger entwickelt haben.

Ein Labyrinth ist kein Irrgarten, es vereint Quadrat und Kreis. Sieben Umgänge werden die Besucher zu einem runden Wasserbecken führen. Das Quadrat ist als Holzdeck geplant. Den Weg zur Mitte begleitet ein sieben Meter breites Band aus strauichigen Gehölzen, Gräsern, Stauden, einzelnen Bäumen. Der einfache Weg zum Wasserbecken wird etwa anderthalb Kilometer lang sein. Dreißig Minuten würde ein schlendernder Besucher benötigen. Eine hohe Hecke soll das Labyrinth begrenzen. Zum Lustgarten hin ist ein schlichter Gebäuderiegel vorgesehen: die Humboldt-Box. Ihre begrünte Fassade verweise auf den dahinter liegenden Garten. In der Box fände der Besucher Café und Shop sowie eine Ausstel-



Drei Hektar würde der Labyrinthgarten umfassen.

Abbildung: Zickler

lungshalle, in der die Stiftung Preußischer Kulturbesitz einzelne Stücke aus den Sammlungen präsentieren könnte, die eines fernen Tages im neu errichteten Humboldt-Forum eine Heimat finden sollen. Daneben wäre Raum genug, über die Geschichte des Ortes und die Pläne für die Zukunft zu informieren.

Die Dachterrasse des vorgefertigten Gebäudes, das rasch abgebaut und an anderer Stelle wieder errichtet werden kann, würde einen Blick über den Garten, hin zum Alten Museum, zur Straße Unter den Linden und zum Alexanderplatz bieten. Leicht könnte sich jeder einen Eindruck von dem städtischen Raum verschaffen, der in den erregten Debatten über die Mitte Berlins so oft beschworen wurde. Der Schlossplatz hat die Phantasie in den vergangenen fünfzehn Jahren vielfach beflügelt. Gewiss, es wäre das Vernünftigste gewesen, den Palast zu nutzen, bis über Gestalt und Finanzierung des Neubaus seriös entschieden sein würde. Diese Chance wurde vertan.

Nun bereitet die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung einen Wettbewerb zur provisorischen Gestaltung des Schlossplatzes vor.

Die Idee eines Labyrinthgartens hat viel für sich. Das Kleinteilige, der Fluch des Gestaltlosen, Schabigen wäre vermieden. Die Zwischennutzung als „Garten der Sinne“ und Ort der Information wäre die erste, die den Platz wieder ernst nimmt, die provisorisch nicht mit kleingeistig verwechselt. Von der Bedeutung der Mitte ist in den Diskussionen über Schloss und Palast viel die Rede gewesen. Respekt vor der Geschichte wurde in diesem endlosen Streit unentwegt gefordert. Die Wirklichkeit des Platzes, seine Verödung, bezugte vielmehr Unentschiedenheit, Haushaltslage und Desinteresse. Der neue Vorschlag erlaubt es, die Diskussion wieder zu beginnen. Der Schlossplatz muss endlich wieder eine Form erhalten. Im Frühjahr 2008 könnte der Garten öffnen, Zeichen des Respekts vor sich selber. JENS BISKY